

Der Hai von Hongkong

Von Fritz Rosenfeld

(Schluß)

Daß man ihn auf den Steinen bettete, daß Ring den Vater holte, daß Lächer um seinen Fuß gewunden wurden, durch die das Blut sickerte, konnte Kwan nicht mehr. Tseng warf den Kohlenkorb zu Boden, er hob Kwan auf und trug ihn auf den ausgestreckten Armen nach Hause, als wollte er ihn allen Menschen zeigen und mit stummer Stimme sagen: Seht, dies ist Kwan, mein Sohn. Er sah an seinem Lager und legte feuchte Tücher auf Kwans Stirn, bis der Arzt kam. Die Hände Kwans hingen schlaff herab, die rechte Hand war zur Faust geballt. Tseng öffnete die verkrampften Finger, das Silberstück rollte zu Boden, es war fast im trüben Licht der kleinen Lampe.

Der Arzt schüttelte den Kopf, er suchte die Adern, er wusch die Wunde, er schnitt Hautfetzen und Fleischklappen weg, Blut troff auf die nackten Bretter des Bodens. Dann ging er, aber in Tsengs Augen zu blicken wagte er nicht.

Die ganze Nacht saß Tseng am Lager seines Sohnes. Er hielt die Hand Kwans zwischen seinen Händen, das Fieber brannte auch in seinen Adern. Das Silberstück, das neben den Matratzen lag, rollte zum Himmel empor eine blässhimmernde Rundscheibe, und bahnte sich mählich einen Weg durch die Wolken. In den Bergen von Ho-Nan erzählten sie, der Mond sei das Auge eines Gottes, der die Erde wie einen Ball in seinen Händen halte und seinen Atem als Sturm über sie hinweglassen lasse, wenn er ihr zürnte. Den Lauten, die von den Lippen der Menschen kommen, verschließen sich die Ohren; die lautlose Stimme des nächtlichen silbernen Auges aber dringt durch alle Poren des Leibes bis zum Herzen. Da zog Tseng sanft die Hand Kwans aus seinen Fingern und legte sie auf die Decke. Er holte Räucherwerk und entzündete es in der Ecke vor dem Bilde des Gottes, der ihn beschützte. Er warf sich zu Boden und betete: Nette Kwan, meinen Sohn, und strafe seinen Mörder. Immer wieder verneigte sich Tseng vor dem Bilde des Gottes, die Räucherkerzen brannten herab, ein Streifen feiner, graubrauner Asche lag auf dem gesprungenen, olivengrünen Laß der Truhe.

Am Morgen pochte es an die Türe. Ein Mann in weitem, dunklem Mantel stand draußen, neben ihm eine schmale Frau, eine Kappe über dem blonden Haar. Sie hätten lange fragen müssen, bis sie erfuhren, wie der Junge hieß, sagte die Frau, und sie hätten lange suchen müssen, bis sie das Haus gefunden. Der Mann blickte sich im Zimmer um. Tseng wußte nicht, was er sagen sollte. Er wies mit der Hand auf Kwans Lager. Dann schob er der Frau einen Sessel hin, holte den zweiten für den Mann.

Ob ein Arzt hiergewesen, fragte der Mann. Tseng nickte. Ob Kwan wieder die Augen aufgeschlagen, ob er gesprochen habe, fragte die Frau. Tseng schüttelte den Kopf. Da erhob

sich der Mann und ging zu Kwans Bett. Er mußte niederknien, so niedrig war Kwans Lager. Er beugte sich über Kwan, er legte die Hand auf seine Stirn. Kwan fuhr auf, seine Augen glänzten groß und glasig, seine Lippen öffneten sich, doch in dem schimmernden, leuchtenden Schweigen, das um ihn war, erstarb seine Stimme. Er reckte die Hände mit gespreizten Fingern dem Mann in dem blauen Mantel entgegen, als wollte er ihn abwehren, dann sank er zurück, sein Antlitz erlosch, fahl, grau, mit geschlossenen Augen lag er da.

„Ihr Sohn?“ fragte der Mann.

„Mein Sohn.“

„Können wir helfen?“

Tseng suchte die Adern, sah zu Boden.

Der Mann legte Banknoten auf den Tisch. Tseng schob sie zurück. Er hob den Silberdollar auf, der neben den Matten lag.

„Auch dies ist Ihr Geld,“ sagte er und legte das Silberstück auf die farblosen, rissigen Bretter.

Der Arzt kam. Die Frau sah auf, sie folgte mit den Blicken allen seinen Bewegungen. Der Arzt murmelte fremde Worte vor sich hin.

„Nette Sie ihn,“ sagte der Mann. „Bringen Sie ihn ins Spital. Ich bezahle.“

„Es ist zu spät,“ sagte der Arzt.

Da sanken Tsengs Hände schlaff herab. Seine Lippen schienen zu einem schmalen, blässharten Strich zu verschmelzen. Er wollte aufschreien und sich über Kwans Körper werfen, er wollte das erloschene Antlitz seines Sohnes mit den Fingern lieblos anrühren — aber er stand starr, als wäre er aus Stein.

Der Mann im blauen Mantel sah den Arzt an, als erwartete er von ihm ein Wunder. Der Arzt klapperte seine Tasche zu und ging.

„Ich wollte es nicht,“ sagte der Mann mit geprehter, tonloser Stimme.

Tseng sah an ihm vorbei in den Winkel. Er holte neue Räucherkerzen, dünne, graublaue Rauchstreifen stiegen zur Decke empor.

„Es tut mir leid —“ sagte der Mann.

Ich werde einsam sein, dachte Tseng. Den einsamen Hund, der über die Straße läuft, streichelt vielleicht eine fremde Hand.

„Ich kann doch nichts dafür,“ sagte der Mann, seine Stimme zitterte.

Die Katze, die im Haustor hockt, hat ein Junges, für das sie sorgen darf, dachte Tseng. Ich habe nichts mehr.

„So reden Sie doch ein Wort,“ schrie der Mann. Die Frau erhob sich, legte die Hand auf seinen Arm.

Ich werde für den Silberdollar ein Kleid aus weißer Seide kaufen, dachte Tseng. Die Trommeln sollen dröhnen, wenn sie Kwan in die Erde senken.

Da trat die Frau zu Tseng, sie stand vor ihm mit gesenktem Kopf.

„Verzeihen Sie uns.“

Tseng hob die Hand, sie wies zu Kwan.

„Wir können nicht fortgehen, ehe Sie uns verzeihen haben,“ sagte die Frau. „Wir sind schuld daran und wir sind nicht schuld daran.“ Sie ging zu Kwan, ihr Haar leuchtete hell über seinem wachsenden, vom Frost überhauchten Gesicht.

„Kwan hätte uns verzeihen,“ sagte sie mit fester Stimme, als erteilte sie Tseng einen Befehl.

Tseng blickte zu ihr, er streckte die Hand aus, der Finger deutete auf das Bild seines Gottes.

„Nur er kann verzeihen,“ sagte Tseng.

Der Mann zog die Uhr aus der Tasche. In seinen Augen glelte die Sirene. Er winkte der Frau. Sie nahm eine weiße Karte aus dem Handtäschchen. „Wenn Sie uns brauchen —“ sagte sie. Tseng verdeckte die Hände in den Ärmeln seines Rockes. Er verneigte sich stumm. Da schob die Frau das weiße Blatt auf den Tisch.

Tseng zitterte, als er die Tür hinter dem fremden Mann und der Frau mit den hellen Haaren schloß. Nun verließ ihn die Kraft, mit der er sich aufrechterhalten, nun löste sich der Schmerz in seiner Seele und strömte in einen Schrei, der dumpf aufgestillt und langgezogen hinrollte durch das Haus, durch die Straße. Er lauerte sich neben Kwans Lager auf den Boden und weinte. Er lag zusammengerollt auf den nackten Brettern und wimmerte, bis der Abend sank und der Arzt mit zwei Männern kam, die Kwans toten Körper auf eine weiße Bahre beteten und forttrugen.

Ueber dem Schiff, das Hongkong längst verlassen hatte und nordwärts dampfte, stand der Mond, das Auge eines Gottes, der die Erde wie einen Ball in seinen Händen hält und seinen Atem als Sturm über ihre Meere und Gebirge wehen läßt, in den Stunden seines Zornes. Die Sirene glelte, aber der Mann im blauen Mantel, die Frau mit den hellen Haaren hörten sie nicht; die Vordmusik spielte, doch dumpfer, als die Trompeten, sehnsüchtiger als die Geigen, drohender als die Trommeln Klang der Schrei in ihrem Ohr, den Tseng ausgehört, als sie das Zimmer verlassen hatten. Sein Leben war in diesen Schrei gestürzt; er folgte dem Schiff, er hüllte es ein in einen wehenden, brennenden Mantel von Schmerz, er erfüllte den Raum bis zu den Sternen und fladerte als stummes Weinen Nächte und Nächte in ihrem Licht.

Der Mann im Mantel verflammerte seine Finger in der Bordwand, die Frau kroch tiefer in ihren Pelz.

Ein Schiffsoffizier ging vorüber. Er hob die Hand, wies auf eine Wand von Wolken, die am Horizont aufzog.

„Frisches Futter für die Haifische,“ rief lachend ein Matrose, der eine Leiter aus Tauwerk mit schnellen Griffen emporkletterte.

Eine Republik der Strolche

— vor vierzig Jahren

Die Sommer New Yorks sind wegen ihrer infernalischen Hitze berüchtigt und gefürchtet. Was kann an einem Tage, an dem das Straßens-pflaster so heiß ist, wie die Platte eines geheizten Herdes, schon Gutes geschehen? Und doch, die Hitze hat den Gedanken ausgebrütet, der im Sommer des Jahres 1894 entstand. Denn es war nichts als das Mitleid mit Halbverschämpteten, das den Mister George aus Freeville antrieb, an einem höllischen Tage dieses Sommers ein paar von den vielen verwahrlosten Jungen und Mädchen, die sich in den Straßen der Riesenstadt herumtrieben, aufzulesen und mit sich auf sein Landgut in Freeville zu nehmen. Er wußte, daß er keine Engel, sondern richtige Verbrecher-Kaulquappen in sein gut bürgerliches Haus führte. In der Hitze waren sie zahm und mait, wenn aber erst die Abendkühle die Temperatur auf ein erträgliches Maß brachte, dann waren sie sicher zu jeder nur irgendwie erdenklichen Schandtat bereit. Es waren Auswürflinge, Produkte des Elends, die nicht nur in den amerikanischen Städten zu finden sind, Miste George aus Freeville wußte das, er gehörte aber nicht den Leute, die den bequemen Standpunkt, daß die Verbrecher als solche schon zur Welt kommen, ablehnen. Dieser Mister George äußerte in keiner Weise der Vorstellung, die man sich gerne über das Wesen des Amerikaners macht. Denn er kümmerte sich ganz angelegentlich auch um die Angelegenheiten anderer Leute und war gar nicht der Meinung, daß man es jedermann selbst überlassen muß, wie er mit dem Leben fertig wird. Den ganzen Unsinn von der erblichen Verbrecheranlage lehnte er ganz entschieden ab, er war der sehr realistischen Auffassung, daß man die meisten Menschen vom Verbrechen abhalten könne, wenn man ihnen nur zu essen, zu trinken, zu wohnen und reine Kleider gäbe. So hielt er es denn auch mit den halb verschämpteten jungen Strolchen, die er in den Straßen von New York aufgesehen hatte. Ursprünglich hatte er mit ihnen wirklich nicht mehr vor. Es versteht sich, daß sich die jungen Leute dabei sehr wohl befanden, sie dürften ihren Schläger auch nicht enttäuscht haben. Sonst hätte der entscheidende Fortschritt, den eine kleine Episode eines Tages herbeiführte, nicht gemacht werden können. Es war ein kleines Mädchen, das ihn auslöste. Dieses Mädchen hatte ein neues Kleid bekommen. Es muß darin recht schmund ausgehoben haben, denn allen Böglingen gefiel das Kleid sehr gut. Auch weniger gute Psychologen als Mister George hätten bemerken können, daß auch die anderen gerne neue Kleider bekommen hätten. George kam nun auf den glanzvollen Gedanken, diesen Wunsch pädagogisch auszunützen. „Ihr sollt auch neue Kleider haben,“ erklärte er seinen Böglingen, „aber ihr müßt dafür arbeiten.“ Eine große Zahl der jungen Verwahrlosten war sofort bereit, auf diese Bedingung einzugehen. So wurden diese Verbrecher-Kaulquappen zu arbeitenden Menschen. Aber nicht nur für die paar jungen Leute war das Ereignis von entscheidender Bedeutung. Der Versuch, den Mister George in der Sommerhitze begonnen hatte, trat mit dieser Wendung in ein ganz neues, entscheidendes Stadium. Der Tag, an dem die Schüßlinge des Mister George in Freeville zum ersten Male freiwillig zu den Arbeitsgeräten

griffen, war der Geburtstag der ersten Verwahrlosten-Republik der Welt.

Mister George war ein musterhafter Demokrat und Republikaner. Und musterhaft demokratisch und republikanisch wurde der Staat eingerichtet, den er mit seinen Schüßlingen für seine Schüßlinge aufbaute. Mister George war so durchdrungen von der Wichtigkeit der demokratischen und republikanischen Prinzipien, daß er der Meinung war, daß jedes Volk sich am besten unter Gesetzen entwickelt, die es sich selbst gegeben hat. Heute dürften ja die Anschauungen des Mannes aus Freeville als altmodisch vielfach belächelt werden, aber damals war ja die Verderblichkeit solcher „liberalistischer“ Ideen noch nicht entdeckt. Allerdings hat sich in diesem Falle seine Theorie sehr gut bewährt. Die Republik bekam also eine Verfassung, die in allen Stücken der Verfassung der Vereinigten Staaten nachgebildet wurde. Die Verfassung der Vereinigten Staaten ist ein ausgezeichnetes Staatsstatut; wenn es nicht durch den Kapitalismus verfälscht und korrumpiert worden wäre, ließe sich in dem Staate, der nach seinen Bestimmungen verwaltet wird, recht gut leben. Nun, in der Erziehungs-Republik, die in Freeville aufgebaut wurde, kamen die ausgezeichneten Prinzipien dieser Verfassung rein und unverzogen zur Geltung. Für das Jahr 1895 war es jedenfalls ein mehr als kühnes Experiment, das da unternommen wurde, denn die Bürger der kleinen Republik waren junge Verwahrloste zwischen zehn und achtzehn Jahren, junge Menschen also, die man anderwärts in Gefängnisse und gefängnisartige „Besserungsanstalten“ einschloß und noch einschließt.

Die Anstalt in Freeville glich in nichts diesen Besserungsanstalten. Sie wurde von den Funktionären ihrer Bewohner verwaltet, die diese sich in völlig gleichen, geheimen und direkten Wahlen selber einsetzten. Alle Böglinge, die das zwölfte Lebensjahr erreicht hatten, besaßen das Wahlrecht. Der Wahlvorgang war ganz genau dem bei den großen öffentlichen Wahlen des Landes nachgebildet. Es gab eine Wahlgasse, eine Wahlurne und eine Kommission, die den Vorgang überwachte und die Stimmen zählte. Vor jeder Wahl wurden Versammlungen abgehalten, in denen Reden gehalten und Debatten abgeführt wurden. Die Justiz der kleinen Gemeinschaft lag ebenfalls völlig in den Händen ihrer Mitglieder. Im Rechtswesen herrschte die denkbar größte Ordnung; während heute noch in den Vereinigten Staaten Richter Lynch seine Opfer fordert, hielten die jungen Strolche das Recht und das Gesetz ihres Gemeinwesens hoch in Ehren. Nur die dazu bestimmten Polizisten hatten das Recht, einen Rechtsbrecher zu fassen und vor seine Richter zu bringen und nur die gewählten Richter durften ihm eine Strafe auferlegen. Allerdings wurde der kleine Verbrecher, der sich gegen die Gesetze der Jugendrepublik verging, nicht gerade sanft behandelt. Man ahmte die rauhe Art der amerikanischen Polizei, die viele Böglinge des Mister George wohl aus eigener Erfahrung recht gut kannten, vielfach ein wenig zu getreu nach. Die Polizeibeamten der Republik hatten sogar das Recht, Uebeltäter in Ketten zu legen. Man wird solche Methoden mit Nachsicht beurteilen müssen.

Denn die kleinen Strolche, die sich ihre Gesetze ja selbst gaben, hatten im Guten und Schlechten nur ein Vorbild: die Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten in ihrer Heimat. Es war der erste derartige Versuch, der in Freeville gemacht wurde, es gab keine Beispiele, an die man sich halten konnte. Auch stützte sich der Gründer des Unternehmens kaum auf ein wohlbedachtes pädagogisches System, sondern vor allem auf die Praxis. So kam es denn, daß die jungen Polizisten der Republik ihre Kameraden, die sich vergangen hatten, in Ketten vor die Richter brachten. Die demokratische Organisation der Justiz bewährte sich ausgezeichnet. Ganz hartgejottene Sünder, die sich vordem aus keiner Strafe etwas gemacht hatten, wurden weich, wenn man sie vor das Gericht ihrer Republik zitierte. Strafen, die ihnen von ihren Kameraden auferlegt wurden, nahmen sie niemals gleichgültig auf.

Der Tag war in Freeville wohl ausgefüllt. Die jungen Leute, die vordem nichts kannten, als das Herumlungern auf der Straße, lernten in der Republik das Arbeiten. Vor allem hatten sie die Schule zu besuchen. Daneben gab es im Garten und auf dem Felde genug zu tun. Und schließlich waren die vielfältigen Funktionen, die sich aus der Verwaltung der Gemeinschaft ergaben, auszufüllen. Trotzdem blieb noch genug Zeit für Spiel und Sport. Besonders beliebt war jene geregelte Schlägerei, die man als die amerikanische Art, Fußball zu spielen, aus dem Kino kennt. Wahrscheinlich sind aus Freeville einige Stars dieser Kreuzung zwischen Jiu-jitsu und Handball hervorgegangen. Es gehörte zu den pädagogischen Anschauungen, die in Freeville maßgebend waren, daß es für die Arbeit Entlohnungen in Geld gab. Das Geld der Republik verwaltete ebenfalls einer aus der Reihe der Böglinge. Vielleicht war der Junge, der nun als Koffier treu und ehlich die Kasse der Gemeinschaft betreute, vordem ein Dieb gewesen. Man riskierte es und gab ihm die Verantwortung zu tragen.

Es waren zumeist junge Vagabunden, die in die Republik von Freeville kamen. Junge Leute, die es aus irgendwelchen Gründen im Elternhaus nicht mehr ausgehalten hatten und fortgelaufen waren. Aus Freeville lief kaum jemand fort. Dort fühlten sich die Heimatlosen Strolche wohl und lernten es, sich einzufügen und ihren Teil zu tun. Wie sich die Psyche der jungen Leute in Freeville veränderte, kann man daraus ersehen, daß bei den meisten der Jugendlichen, die sich in Freeville eingelebt hatten, das Bedürfnis entstand, mit dem Elternhaus wieder in Verbindung zu treten. Sie schrieben nach Hause und waren sehr erfreut, wenn von den Angehörigen Briefe nach Freeville kamen.

Wenn die Böglinge aus dem Verbands der Republik ausschieden, so lösten sie deshalb noch lange nicht alle Beziehungen zu ihr. Mister George kümmerte sich um seine Schüßlinge noch weiter und wählte auch andere Leute für sie zu interessieren. Aber auch die ehemaligen Schüßlinge von Freeville taten das ihrige, um den Kontakt untereinander und mit der Erziehungsrepublik nicht zu verlieren. Wenn an einem Orte mehrere von ihnen lebten, so kamen sie regelmäßig zusammen. Es entstanden sogar einige Klubs aus diesen Zusammenkünften, die den Bedürfnissen der ehemaligen Bürger von Freeville dienten.

„Achtung, Achtung! Ich spreche in tausend Meter Seetiefe!“

Von Physik.

Der erfolgreiche Tiefseeforscher Doktor William Beebe wird versuchen, mit einer Tauchkugel eine Seetiefe von 1000 Meter zu erreichen. Beebe will, wenn es ihm gelingt, bei den Bermudas-Inseln, bis auf die angestrebte Tiefe tauchen und sogar eine Tiefseereportage machen.

Menschen erreichen sagenhafte Höhen in der Luft und sagenhafte Tiefen im Meer. Sagenhafte Eis-Einden werden mit Flugzeugen überflogen und mit Schiffen angesteuert. Die technischen Errungenschaften übersteigern sich stündlich. Der Mensch wird mehr und mehr der Meister der Natur. Die Vernunft feiert ihre höchsten Siege auf dem Gebiete der toten und lebendigen Materie. Das Universum könnte ein Paradies sein, wenn die ratio auch ihre Anwendung zur Regelung der Beziehungen der Menschen und der Völker untereinander finden würde. Während die Giftgasindustrie und Flugzeugfabrikation auf höchste Leistungsfähigkeit eingestellt wird, bereiten sich Tiefseetaucher und Stratosphärenforscher zu friedlichen Eroberungszügen vor. Lassen wir die sogenannte Kulturwelt über uns, steigen wir „auf 1000 Meter hinunter“, wird in einigen Tagen Dr. William Beebe irgendwo im Pazifik zu seinen Mitarbeitern sagen.

Schon steht die Stahlkugel bereit, aus der durch zwei Vullangen die Forscher die Tiefe betreten werden. Sauerstoffapparate werden die Atmung sichern, eine Telephonleitung die Verbindung mit der Oberwelt. Das Licht im Dunkeln der Tiefsee werden mächtige elektrische Scheinwerfer freimachen. Mächtige Stahltrösse sollen die Wiederkehr der Forscher an die Oberwelt in ihrer Kugel gewährleisten.

Bis zu 800 Meter Tiefe ist Beebe schon früher gekommen. Aus seinen Aufzeichnungen haben wir erfahren, daß die Tageshelle schon einige Meter unter der Meeresoberfläche sich in ein ruhiges Grün verwandelt. Dieses Grün wechselt schnell zum Dunkelgrün, um bald einem

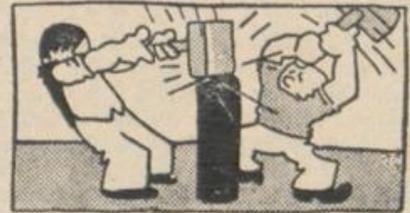
Schwarz zu weichen, das, wie Beebe sagt, „so unwirklich tief wirkt, daß er jedesmal wieder von dieser Finsternis erschüttert ist.“

Der Tiefseeforscher hat die letzten Lichtreste mit Spektroskopen aufgefangen. Die Farben von Rot bis Violett schmolzen mehr und mehr zusammen. Zwischen 1 bis 7 Metern verschwindet das Rot, zwischen 7 bis 50 Metern verschwindet das satte Orange, auch Gelb ist nicht mehr vorhanden. Blau verschwindet endgültig bei einer Tiefe von 150 Metern. Bei 250 Metern ist auch Grün und der haarfeine Streifen Violett verschwunden. Nur ein schwarzes Grau ist geblieben.

Bei einer Tiefe von 500 Metern stellte Beebe seine Scheinwerfer an. Fischwunder, wie sie noch keines Menschen Auge vordem sah, offenbarten sich mir. Aber nicht nur Fische, auch Pflanzen unbekannter Art sah Beebe zum ersten Male. Riesenfische, deren Schatten nur wahrnehmbar wurde, flüchteten vor dem Lichtkegel und leuchtende Tiere konnte der Forscher beobachten.

Die besten Photographen der Welt hat Beebe mit auf seine Reise genommen, um jedesmal seine Beobachtungen auf der photographischen Platte nach Möglichkeit festzuhalten.

Wenn der kühne Tiefseeforscher aus seiner engen Kugel den amerikanischen Rundfunkteilnehmern zurufen wird: „Achtung! Achtung! Ich spreche aus einer Tiefe von 1000 Metern im Pazifik!“, wird diese Nachricht eine Sensation für Amerika und die Welt sein. 1000 Meter Tiefe sind erreicht! Der Mensch will mehr. Meerestiefen von 10.793 Metern wurden schon gemessen, 13.500 Meter Tiefe wurde im Pazifik festgestellt. Noch 12.500 Meter sind zu erforschen. Der Erfolg wird zu weiteren Vorstößen anspornen. Mut mit Erfindungsgeist gepaart wird den Kosmos in seinen Scheinmassen weiter ergründen. Alle Menschen jubeln diesen Pionieren zu. Wann endlich werden alle Menschen den Pionieren für Frieden und Freiheit jubeln?



Sie ihm!



Noch einmal!



Mein Gott!

streckt, allen Kummer und alle Not dieser Welt in den Jügen des kleinen, uralten Gesichtes. —

Auf der Bühne verwehen die letzten Takte einer leisen Melodie. Da liegt eine tote Blume, eine weiße, kleine Gestalt, die edlig mageren Glieder unheimlich ausgestreckt. In herber Verlassenheit. Und bittere Klage steht stumm im totenstillen Raum. C. A. S.

Ich habe dich gesehen...

Ich habe dich gesehen. Du gingst über den großen Platz, im Strom der vielen Menschen, Du versuchtest, deine Schritte dem Rhythmus der anderen, Eiligen anzupassen. Doch es wollte dir nicht recht gelingen. Man merkte dir an: du hattest keinen bestimmten Weg, kein Ziel.

Ich habe dich gesehen. Und dieses Bild tut mir noch in der Erinnerung weh. Wie schlecht war dein Anzug, wie abgetreten Sohlen und Abfäße deiner Schuhe. Ein viel zu dünner, fadenscheiniger Mantel hing mehr um dich, als daß er dich bedeckte. Immer war deine Gestalt schmal, hoch und gerade. Gestern aber erschien sie mir direkt dünn, müde und deine Schultern beugten sich ein bißchen hungrig nach vorn.

Ich habe dich gesehen. Und ich muß noch immer daran denken, wie stolz und bewußt du den Kopf zwischen deinen vor Hunger gebeugten Schultern trugst. Den Hut hieltest du in der Hand. Der Wind strich durch dein Haar. Die hohe wohlgeformte Stirn, der Ausdruck deiner klaren gütigen Augen verriet jedem, der es der Mühe wert hielt, dich zu betrachten, daß du ein feiner, geistiger, ein nachdenklicher Mensch bist.

Ich kannte dich. Da gab es nicht die grelle Dissonanz zwischen deinem äußeren und inneren Menschen. Du warst ein Dichter, der zwar nicht in irdischen Reichümern schwelgte, dem es aber auch nicht schlecht ging. Vom Ertrag deiner Bücher konntest du leben, dein Verleger gab dir, falls du ihn benötigtest, ohne weiteres Vorschuß. In einem kleinen, idyllisch-abseits gelegenen Häuschen am Rande der Stadt formtest du deine Träume. Manchmal kamen Freunde zu dir,

„Blume im Hinterhof“

Der Tänzerin Joe Michals.

Die Tänzerin Joe kniet auf der Bühne. Festgeschlossene, zarte Menschenblume im Halbdunkel des Raumes.

Im leise anschwellenden Rhythmus der Musik lösen sich schmale Glieder. Mühsam, vorsichtig tastend, blühen sie auf. Süchtigsehnsüchtig sucht die kleine, blasse Blume nach einem Sonnenstrahl. Ganz dünn und weiß, armselig steht sie da. Ganz still und schüchtern die Bewegung. Ein leises, kleines Leuchten um sie her. Es flackert ängstlich auf, erlischt, wächst auf, stumm fliehendes Suchen und Bitten. — — —

Die Bühne, der faltige Vorhang verschwimmen. Häuser, hohe Mauern wachsen empor. Ein enger, dunkler Hof. Da steht die kleine Anna aus der Kellerwohnung. Wie oft bin ich an ihr vorbeigelaufen, eilig, in schamboller Hast. Es war so schwer, sie anzuschauen. Das alte Gesicht mit dem viel zu großen Kopf über dem dünn schwankenden Stengel des Halses. Die mager kranken Händchen. Sie hob sie seltsam in die Luft gespreizt, als suche sie den Schimmer der

Sonne zu erreichen, deren wärmendes Strahlen doch niemals in die Tiefe des engen Hofes kam. Mit heiserem Stimmchen flüstert sie eifrig ihren Gruß. Nur manchmal hielt ich den eiligen Schritt, strich mit bedrückter Scheu über das dicke, gelbleuchtende Haar. Es war die einzige Schönheit, der einzige Glanz an dem kleinen, kranken, armselig grauen Geschöpf.

Eines Tages sahst du nicht mehr unter dem Torbogen des Hofes (der doch wieder nur in einen andern, ebenso dunklen Hof hineinführte). Dein Platz war leer, kleine Anna. Und der einzige Sonnenstrahl dieses finsternen Großstadtwinkels, dein leuchtendes blondes Haar, war fort. Die gelbe, kleine Sonne tot, erloschen. Und aus jener düsteren Kellerwohnung drang der erschütternde Schrei einer einsam gewordenen Mutter. Es war schrecklich zu hören. Niemand konnte daran vorbei. Alle gingen hinunter zu dir, kleine Anna, beladen wie mit einer schweren Schuld. Waren wir nicht alle, alle mitschuldig an deinem frühen Tod? So viel Sonne gib's in der Welt, und niemand brachte sie dir.

Da lagst du auf deinem weißen, schmalen Bett, unheimlich edig die mageren Glieder ge-

manchmal auch eine Frau allein. Es waren schöne Zeiten.

Sie sind schlamm geworden. Nicht nur für Dichter, die von ihren Visionen leben müssen. Aber für Leute wie dich sind sie besonders schlimm. Es gibt Menschen, sie sind geschickt, sie stellen sich um, sie machen heute dieses und morgen jenes. Sie passen sich den Zeiten an und schwimmen mit dem Strom. Du kannst das nicht. Du kannst nur das eine: sagen was du leidest. In dir fliehet es zusammen all das vielfältige große Leid, gewinnt Gestalt und Leben. Doch Bücher, auch wenn sie gedruckt werden, sind heute nur noch selten ein Geschäft. Man muß für Essen und Trinken sorgen, für die Miete und für eine warme Stube. Brecht hat es gesagt: erst kommt das Essen und dann die Moral. Auch deine Weisheit, deine Empfindsamkeit und Güte sind noch Moral in höherem Sinne, und die Welt weiß damit zur Zeit nichts anzufangen. So kommt es, daß ich dich gesehen habe: mit zerfetzten Stiefelsohlen, fadenförmigem Anana, dünnem Mantel und hungrig gebeugten Schultern. Doch daß du den Kopf noch hoch und bewußt trugst, daß jedermann deine geistleuchtende Seiten, deine gültigen Augen sehen konnte und den Mund ohne Bitterkeit, das tröstet mich über alle Trauer hinweg, die ich um deineitwillen empfinde.

Katja.

Wissenschaftliche Nachrichten

Zigeuner suchen ihre Urheimat.

Auf Veranlassung der um die Erforschung des rätselhaften Volkes besonders verdienten englischen Gesellschaft für Zigeunerkunde, die sich mit den Organisationen der Zigeuner in Amerika, Rumänien und Polen zu diesem Zwecke in Verbindung gesetzt hat, soll sich eine internationale Zigeunerkommission nach Indien begeben, um dort nach Zeugnissen für die Herkunft, die Geschichte und die alten Sitten der Zigeuner zu suchen. Man erwartet, dergleichen namentlich in den Tempelarchiven der Hochtäler des Ganges und Indus zu finden. Daneben soll auch die Gegend von Malabar besucht werden, wo noch ein der Zigeunersprache ähnliches Idiom in Gebrauch ist. Die Expedition hat sich die Unterstützung der indischen Behörden gesichert und wird von einem hervorragenden Kenner des Sanskrit begleitet.

Die alte Stadt Lunet entdeckt.

In der usbekischen Sowjetrepublik wurden in der Nähe der Stadt Tashkent die Ruinen der uralten Stadt Lunet entdeckt, die viele Jahrhunderte lang der politische und wirtschaftliche Mittelpunkt des mächtigen Blatstaates gewesen ist. Die Ausgrabungen haben bereits im Anfangsstadium prachtvolle Paläste, mehrstöckige Wohnhäuser, Badeanstalten, große Plätze und so weiter zutage gefördert, so daß hier mit einer wahren Schatzgrube für archäologische Entdeckungen gerechnet werden kann.

Ungewöhnliche Häufigkeit von Eisbergen.

Nach nordamerikanischen Zeitungen ist die Zahl der Eisberge in diesem Jahr besonders groß. Die auf Kosten von dreizehn Ländern, deren Schiffe den Atlantischen Ozean befahren, in dessen nördlichem Teil eingerichtete Eisbergbeobachtung soll hundert der schwimmenden Niesen gezählt haben, die um so gefährlicher für die Schifffahrt sind, je weniger sie die Meeresfläche überragen.

Nationalität

Volkstum und Sprache sind das Jugendland, darin die Völker wachsen und gedeihen, das Mutterhaus, nach dem sie sehnsüchtig schreien, Wenn sie verdrängt sind auf fremdem Strand.

Doch manchmal werden sie zum Gängelband, sogar zur Kette um den Hals der Freien; dann treiben Längstervachsene Spielereien, genarrt von der Dhrannen schlauer Hand.

Hier trenne sich der lang vereinte Strom! Verfliegend schwinde der im alten Glaube, der andre breche sich ein neues Bettel

Dem einen Pontifex nur faßt der Dom, das ist die Freiheit, der politische Glaube, der löst und bindet jede Seelenkette.

Gottfried Keller.

Weiteres

Geschäftsgründung. Handelschule in K. „Wenn zu einer Geschäftsgründung zwanzigtausend Mark nötig sind, du hast aber nur achttausend, was fehlt dir dann zur Gründung?“ — „Mut, Herr Professor.“

Kaffee. An einem Aussichtspunktausflugsort trank der Sommerfrischler Kaffee. „Herr Wirt,“ schimpfte er, „der Kaffee ist ja fürchterlich schwach!“ — Der Wirt meinte näher: „Schimpfen Sie nicht auf meinen Kaffee. Es wird noch ein Tag kommen, wo Sie auch alt und schwach sein werden.“

Cherumbin ist traurig. „Was hast du denn, Cherumbin?“ — „Ich bin mit Marianne auseinander.“ — „Ganz aus?“ — „Ganz aus!“ — „Und deswegen bist du so traurig?“ — Sagt Cherumbin: „Ich bin nicht für mich um sie traurig — ich bin für sie um mich traurig.“

Nicht zu ertragen. „Was die Leute über uns für einen Dirm machen! Sehen Sie doch mal rauf, Lina, und fragen Sie, ob sie verückt geworden sind!“ — „Soll ich auf Antwort warten?“

In der Schule. „Walbert, wer hat deinen Aufsatz geschrieben!“ — „Mein Vater!“ — „Was, den ganzen Aufsatz?“ — „Nein . . . ich habe ihm etwas dabei geholfen!“

Korrekt. Chef, zum Stiff: „Bar jemand hier?“ — „Ja.“ — „Wer . . .?“ — „Ich.“ — „Quatschkopf — ob jemand gekommen ist?“ — „Ja.“ — „Wer . . .?“ — „Sie.“

UPTON SINCLAIR:

Briefe an einen Arbeiter

mit Zeichnungen von Lili Réthi Ké 20.—

Zu beziehen durch alle Kolporture

Auslieferung: Zentralstelle für das Bildungswesen Prag XII., Slezská 13

Erste Kraft. „Und wie sind Sie mit Ihrem Profuristen zufrieden?“ „Ausgeschiedet. Vor wenigen Jahren begann er mit ganz geringfügigen Veruntreuungen der Borklasse — heute kann ich ihm schon die Verschleierung größerer Jahresbilanzen anvertrauen!“

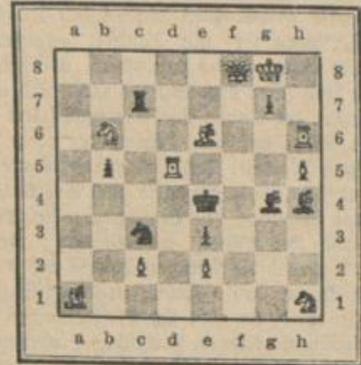
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 210.

Von Emil Grimmer, Katharinaberg.

Schwarz: Kc4, Tc7, Lg4, h4, Sc3, Bb5, e3, g7. (8)



Weiß: Kg8, Df8, Td5, h6, Lal, e6, Spb6, hl, Bc2, e2, h5. (11)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 207: Kc8—f8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hieke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Dinnebler Emil, Tetschen; Schuber Josef, Bokau; Havel Franz, Hertine; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Ulbert Rudolf, Proseditz; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Halda; Grimmer Emil, Katharinaberg; Redlich Alfred, Bodenbach (Auflösung von 208 erscheint erst am 1. XII.); Kraus Gerhard, Turn; Frisch Kamillo, Teplitz; Bittner Richard u. Fuchs Hans, Kleinauzend; Hyna Josef u. Hyna Franz, Hostomitz; Walten Ludwig, Robek Franz, Schmied Ferdinand, sämtlich Kwitkau; Triltsch Gustav u. Altschmed Josef, Wisterachau.

PARTIE Nr. 66.

Gespielt 1929 im Arb.-Schachklub Berlin.

Weiß: Willi Grothe Schwarz: Ernst Wiese
1. e2—e4 e7—e5
2. Spg1—f3 Spb8—c6
3. Lf1—c4 Spg8—f6
4. Spf3—g5 d7—d5
5. e4xd5 Spf6xd5
6. Spb1—c3

Bis auf den letzten Zug von Weiß geschah alles nach Gebrauchsanweisung. Gewöhnlich geschieht hier Spf7, Kf7, Df3 usw. Ist der Schwarze ein durchgehafter Theoretiker, so wird Weiß verlieren, und Schwarz war es so ziemlich; also muß ich anders spielen. Der Textzug steht wie ein Fehler aus, denn es geht scheinbar eine Figur verloren.

6. Spd5xc3?
7. Lc4xf7+ Ke8—e7
8. b2xc3 h7—h6

„Wir wollen doch mal sehen, was jetzt dein Springer macht“. Hätte Schwarz geahnt, daß derselbe Springer einige Züge später sein Todesherold ist, er hätte wohl diesen mehr als gewöhnlichen Witz unterlassen.

9. Lc1—a3+ Ke7—f6
oder Kd7, Dg4 mit Kurzschluß.
10. Dd1—f3+ Lc8—f5
11. Spg5—d4+ Kf6xf7
12. Df3xf5 Kf7—g8??
Natürlich muß hier Kc8 geschehen.
13. Df5—e6+ Kg8—h7
14. h2—h4!

„Wir wollen doch mal sehen, was jetzt dein König macht.“ Er gab auf! Willi Grothe.